

- [10] V. G. Kac, Root systems, representations of quivers and invariant theory, in *Invariant theory (Montecatini, 1982)*, 74–108, Lecture Notes in Math., 996, Springer, Berlin, 1982.
- [11] W. Crawley-Boevey and M. Van den Bergh, Absolutely indecomposable representations and Kac-Moody Lie algebras, *Invent. Math.* **155** (2004), no. 3, 537–559.
- [12] T. Hausel, E. Letellier and F. Rodriguez-Villegas, Positivity for Kac polynomials and DT-invariants of quivers, *Ann. of Math.* (2) **177** (2013), no. 3, 1147–1168.
- [13] W. Crawley-Boevey, Quiver algebras, weighted projective lines, and the Deligne-Simpson problem, in *International Congress of Mathematicians. Vol. II*, 117–129, Eur. Math. Soc., Zürich, 2006.
- [14] W. Crawley-Boevey, Geometry of the moment map for representations of quivers, *Compositio Math.* **126** (2001), no. 3, 257–293.
- [15] W. Crawley-Boevey and P. Shaw, Multiplicative preprojective algebras, middle convolution and the Deligne-Simpson problem, *Adv. Math.* **201** (2006), no. 1, 180–208.
- [16] W. Crawley-Boevey, On matrices in prescribed conjugacy classes with no common invariant subspace and sum zero, *Duke Math. J.* **118** (2003), no. 2, 339–352.
- [17] W. Crawley-Boevey, Indecomposable parabolic bundles and the existence of matrices in prescribed conjugacy class closures with product equal to the identity, *Publ. Math. Inst. Hautes Études Sci. No. 100* (2004), 171–207.

Prof. Dr. Henning Krause, Fakultät für Mathematik, Universität Bielefeld, Universitätsstraße 25, 33615 Bielefeld
hkrause@math.uni-bielefeld.de

Henning Krause (geb. 1962) studierte Mathematik in Berlin, Liverpool und Bielefeld, wo er 1991 promovierte. Sein Forschungsinteresse gilt der Darstellungstheorie von Algebren und der Homologischen Algebra. Nach Stationen in Leeds und Paderborn wurde er 2010 Nachfolger von Professor Claus Michael Ringel in Bielefeld.



Interview mit Friedrich Götze und Thomas Peternell

Uta Deffke und Michael Joswig

Nach acht beziehungsweise elf Jahren im DFG-Fachkollegium für Mathematik sind Friedrich Götze (Universität Bielefeld, stellvertretender Sprecher des Fachkollegiums) und Thomas Peternell (Universität Bayreuth, Sprecher des Fachkollegiums) zum Mai 2016 ausgeschieden. Für die Mitteilungen wurden sie von Uta Deffke und Michael Joswig befragt.

Sie beide scheiden jetzt turnusgemäß aus dem Fachkollegium der DFG aus. Was waren dort Ihre Aufgaben?

TP: Das Fachkollegium Mathematik der DFG ist ein achtköpfiges Gremium, das innerhalb der DFG die Fachgruppe Mathematik vertritt. Wir geben Förderempfehlungen für Forschungsanträge, die bei der DFG eingehen. Das sind im Wesentlichen die Einzelanträge, die über das sogenannte Normalverfahren abgewickelt werden, also alles von der Sachbeihilfe über Forschungsstipendien, eigene Stellen bis hin zum Heisenberg- und Emmy-Noether-Programm, inklusive der Forschergruppen.

Wie müssen wir uns die Arbeit des Fachkollegiums konkret vorstellen?

TP: Das Fachkollegium kommt viermal im Jahr zu seinen Beratungen zusammen, in Bonn oder in Berlin. Die Fachreferenten, Dr. Frank Kiefer und Dr. Carsten Balleier, be-

kommen in jeder Runde um die vierzig bis fünfzig Anträge auf den Tisch und suchen passende Gutachter aus. Die schriftlichen Gutachten werden dann dem Fachkollegium vorgelegt.

FG: Dann diskutieren wir über die Anträge. Das kann natürlich auch sehr kontrovers sein. Schließlich sprechen wir eine Förderempfehlung aus, die wir dem Hauptausschuss vorlegen. In den allermeisten Fällen wird er dem auch folgen. Sollte es Zweifel geben, können auch noch weitere Gutachten eingeholt werden.

Wie viel Geld gibt es denn auf diese Weise zu verteilen?

TP: Der Jahresetat für das Normalverfahren lag in den letzten Jahren immer bei rund 11,5 Millionen Euro, jetzt ist er auf 14 Millionen Euro gestiegen.

Ist vorgegeben, wie das Geld verteilt werden soll?

FG: Nein. Theoretisch könnten wir alles Geld in Forschergruppen investieren. Allerdings wäre dann die Reichweite begrenzt: Forschergruppen sind zwar ideal in der Mathematik, aber vergleichsweise teuer. Wir müssen aus einem Jahresetat gleich einen ganzen dreijährigen Block finanzieren, da kommen schnell zwei Millionen Euro zusammen.

Bei den koordinierten Programmen – darunter fallen die Graduiertenkollegs, Sonderforschungsbereiche, Transregios, Schwerpunktprogramme – hat das Fachkollegium keine Mitsprache?

TP: Um das näher zu erläutern, sei daran erinnert, dass die koordinierten Verfahren zweistufig entschieden werden. In beiden Auswahlstufen spielt das Fachkollegium eine wichtige Rolle; insbesondere ist es bei allen Begutachtungen und Begehungen vertreten. Die finale Entscheidung trifft der jeweilige Bewilligungsausschuss, in dem die Mathematik vertreten ist, jedoch dezidiert nicht durch ein Mitglied des Fachkollegiums.

Da konkurriert die Mathematik dann auch mit anderen Fächern?

TP: So ist es. Natürlich ist es keine leichte Aufgabe, einem Gremium von Fachfremden einen Antrag etwa aus der Mathematik zu erläutern.

Was waren noch große Herausforderungen bei Ihrer Arbeit?

TP: Eine sehr schwierige Aufgabe waren die Ad-hoc-Panels bei den Schwerpunktprogrammen. Denn sie werden vorher nicht begutachtet. Ich möchte betonen: Die Schwerpunktprogramme sind wirklich eine gute Einrichtung, die auf die deutschen Bedürfnisse zugeschnitten ist. Da können sich einzelne Forscher von verschiedenen Unis zusammenschließen und ein spannendes Projekt beantragen. Für einen SFB braucht es an einem Standort eine kritische Masse, die manchmal einfach nicht gegeben ist. Insofern füllt das Schwerpunktprogramm da eine Lücke.

Und warum gibt es dabei keine Gutachten?

TP: Das Problem ist, dass man in Deutschland praktisch keine passenden Gutachter findet, weil nahezu jeder Experte befangen ist. Denn die DFG sagt immer: Ein Schwerpunktprogramm ist die Nationalmannschaft auf einem Gebiet. Ausländische Gutachter sind keine gute Alternative, weil die sich mit den Besonderheiten der deutschen Förderprogramme nicht auskennen.

Also hat man sich die Ad-hoc-Panels ausgedacht?

TP: Ja. Da werden zum Beispiel drei Anträge aus der Mathematik, drei aus der Physik und drei aus den Geowissenschaften oder Ingenieurwissenschaften verhandelt und das Panel entsprechend mit Vertretern der drei Fachbereiche besetzt. In einer eintägigen Sitzung verhandeln wir dann über die Stärken und Schwächen. Im Grunde erarbeiten wir kleine Gutachten, die wir dem Hauptausschuss zur Entscheidung vorlegen.

FG: So richtig wohl ist allerdings niemandem dabei. Aber auch ganz generell würde ich sagen, die größte Herausforderung bei unserer Arbeit ist es, manchmal zwischen vergleichbar guten Anträgen entscheiden zu müssen und dann nicht mehr alle guten Anträge auch berücksichtigen zu können.

Hat Ihnen die Arbeit denn trotzdem Spaß gemacht?



Friedrich Götze (Foto: Universität Bielefeld)

FG: Ja. Insbesondere die Erfahrung, dass wir oft einen sehr guten Konsens gefunden haben, und dass die Fächer eben nicht gegeneinander antreten, sondern dass wirklich über die – auch innermathematischen – Fächergrenzen hinaus die Qualität der Anträge das Wesentliche in der Diskussion ist, ist mir eindrucksvoll in Erinnerung geblieben. Ganz besonders als vor einigen Jahren die Mittel weniger geworden waren. Außerdem lernt man natürlich jede Menge spannender Projekte und interessante junge Leute kennen.

TP: Natürlich ist es ein erheblicher Aufwand, diese vier Sitzungen im Jahr gründlich vorzubereiten und zusätzlich noch Termine bei SFBs etc. wahrzunehmen. Aber es ist ja immer interessante Mathematik! Man bekommt einen Überblick, was im eigenen Fach vor sich geht, und lernt andere Gebiete besser kennen, sodass man insgesamt viel gewinnt. Und nicht zuletzt war das Klima im Fachkollegium immer sehr angenehm!

Das heißt, die inhaltliche Abdeckung der gesamten fachlichen Bandbreite der Mathematik durch „nur“ acht Mitglieder funktioniert?

TP: Das ist natürlich nicht so einfach. Bei den Wahlen haben wir 24 Kandidaten, und da muss man hoffen, dass die Bereiche der Mathematik auch einigermaßen abgedeckt sind. Aber es klappt erstaunlich gut. Bei Einzelanträgen und koordinierten Programmen, außer bei der Einrichtung von Schwerpunktprogrammen, werden ja auch immer Gutachten eingeholt.

Wie wird man eigentlich Mitglied im Fachkollegium? Und wie kamen Sie dazu?

FG: Man wird vorgeschlagen, und dann steht – mittlerweile online – eine Liste von 24 Kandidaten zur Auswahl.

Abstimmen kann im Prinzip jede(r) registrierte Wissenschaftler(in), die/der promoviert ist und an einer Forschungseinrichtung arbeitet. Bei mir persönlich gab es schon in den 90er Jahren Anfragen, die habe ich aber damals noch abgelehnt, weil ich einen Horror hatte vor den Belastungen. Als ich an meiner Uni in Bielefeld einen zweiten, thematisch sehr breiten SFB angestoßen hatte, hat mich die Uni irgendwann gefragt – und ich konnte und wollte auch nicht mehr nein sagen.

TP: Ich muss sagen, ich verdanke der DFG viel. Als ich Assistent in Münster war, habe ich ein Forschungsstipendium bekommen, mit dem ich für ein Jahr nach Harvard gehen konnte. Das war sehr wichtig für meine Karriere. Später in Bayreuth hatten wir auch ein Graduiertenkolleg und einen Forschungsschwerpunkt, ich hatte also schon früh sehr guten Kontakt zur DFG. Und irgendwann kommt der Zeitpunkt, an dem man sagt, man kann nicht nur profitieren, sondern muss auch etwas dafür tun. Konkret hat mich dann meine Universität vorgeschlagen, und dann kann man nicht ablehnen.

Sie haben ja nun viele Jahre lang die Mathematik bei der DFG vertreten. Wie beurteilen Sie die Rolle, die die Mathematik dort spielt?

FG: Vor zwanzig Jahren hatte die Mathematik einen relativ bescheidenen Anteil an Fördergeldern, das ist seither erstaunlich gestiegen. Der Anteil der Strukturierten Programme hat sich seit 2006 verdoppelt, allein in der letzten Periode gab es vier neue SFBs, da sind wir sehr erfolgreich. Und das ist durchaus anders als in anderen Fächern. Dort macht der Etat für das Normalverfahren etwa die Hälfte der vergebenen DFG-Mittel aus, bei den Mathematikern ist das „nur“ ein Viertel. Das heißt, dreimal so viele Gelder werden noch aus den anderen Töpfen eingeworben.

Und wie sieht es umgekehrt aus? Die DFG ist eine wichtige Institution in der Wissenschaftsförderung. Wie sehen Sie die Arbeit der DFG verglichen mit anderen Förderern?

FG: Die DFG zeichnet sich – immer noch – durch relativ wenig Bürokratie aus. Vergleichbar ist da in Deutschland vielleicht nur noch die Alexander von Humboldt-Stiftung. Wir sind mit diesen Strukturen in der glücklichen Lage, langfristige Projekte zu fördern, bis zu zwölf Jahre. Wenn wir in europäische Nachbarländer schauen wie etwa die Niederlande, die beneiden uns darum, denn dort ist Forschungsförderung oftmals an Legislaturperioden gekoppelt und damit doch sehr kurzfristig orientiert.

TP: Apropos Europa: Im ERC-Bereich ist das alles sehr viel komplizierter, weniger flexibel und sehr viel formaler. Da können wir froh sein, dass wir die DFG haben. Insgesamt glaube ich, dass die Forschungsförderung durch die DFG sowohl sehr effizient als auch sehr transparent ist.

Wie macht sich die Transparenz bemerkbar?

TP: Zum Beispiel dadurch, dass die Gutachten den Antragsstellern in großen Teilen offengelegt werden. Das geschieht anonymisiert. Am Ende ist natürlich nicht jeder

begeistert und auch nicht immer einverstanden. Aber die DFG versucht, den Antragsstellern transparent zu machen, warum eine Entscheidung so ausgefallen ist.

Dank Ihrer langjährigen Tätigkeit haben Sie einen guten Überblick auch über längerfristige Entwicklungstrends. Was hat sich bezüglich der Anträge über die Jahre noch verändert?

TP: Inhaltlich wenig. Allerdings ist die Anzahl der Anträge erheblich gestiegen, schon aufgrund der teilweise schlechter werdenden Grundausrüstung. Der Antragsdruck hat erheblich zugenommen. Als ich angefangen habe, lag die Bewilligungsquote bei knapp 40 Prozent. Sie ist dann vor drei, vier Jahren aus finanziellen Gründen auf 22 Prozent gesunken. Das war schon dramatisch, weil auch sehr, sehr gute Anträge nicht gefördert werden konnten. Jetzt erreichen wir wieder 30 Prozent. Das halte ich für eine vernünftige Quote.

Schlägt sich der höhere Antragsdruck denn auch in der Qualität nieder?

TP: Nein, nicht in der Qualität der Anträge, die ist sehr hoch.

FG: Aber möglicherweise im Stellenwert, den die wissenschaftliche Qualität bei der Bewertung bekommt. Denn in den letzten Jahren hat sich – wohl auch aus der Not heraus und aus juristischen Erwägungen – auch bei der DFG eine gewisse Bürokratisierung breit gemacht. Es werden strukturelle Aspekte eingebaut wie Förderung von Frauen, Familie, ausländischen Mitarbeitern, etc. Man muss immer mehr Häkchen setzen.

TP: Das sind natürlich alles wichtige Punkte. Aber es vergrößert den Aufwand. Besonders bei den koordinierten Programmen werden die Anträge immer länger. Wenn SFB-Anträge jetzt 400 Seiten haben – wer soll das noch lesen? Hier bräuchten wir eine Trendwende. In diesem Zusammenhang möchte ich noch kurz das Thema „Gutachten“ ansprechen. Es ist eine deutlich abnehmende Bereitschaft festzustellen, als Gutachter tätig zu werden, auch für Begehungen. Immer öfter werden die Gutachten selbst kürzer, recht generisch und wenig aussagekräftig. Das kann dann zu einer Verlängerung des Entscheidungsprozesses führen. Letztlich hängt das jetzige Begutachtungssystem der DFG davon ab, dass sich die scientific community auch bei Begutachtungen hinreichend engagiert.

Apropos Qualität und Bürokratisierung: Da kommen wir um das Thema Exzellenzinitiative nicht herum. Hat das auch Ihre Arbeit beeinflusst?

TP: Die DFG war gewissermaßen das ausführende Organ bei der Exzellenzinitiative. Man hat deren Know-how, die Infrastruktur und das Gutachtersystem übernommen. Und ich hatte als Vertreter einer mittleren Universität die Gelegenheit, vier Runden als Gutachter dabei zu sein. Kleinere bis mittlere Universitäten sind ja bei der Exzellenzinitiative eher benachteiligt, weil sie die kritische Masse für Anträge gar nicht aufbringen können. Die Einblicke,



Thomas Peternell (Foto: Gerd Fischer/Fotoarchiv des Mathematischen Forschungsinstituts Oberwolfach)

die ich als Gutachter gewinnen konnte, waren sehr interessant. Für die Mathematik insgesamt war es zum Beispiel sehr gut, dass die Mathematik in Bonn gestärkt wurde. Dort wurde 2006 das Haussdorff-Zentrum als Exzellenz-Cluster installiert. Und das bedeutet im Übrigen auch, dass sich Bonn nicht mehr so stark im Normalverfahren um die Finanzierung von Stellen bemühen muss, weil das Geld aus anderen Quellen kommt. Das ist in gewisser Weise auch eine Entlastung für die DFG.

Also ist die Exzellenzinitiative vor allem eine attraktive Geldquelle?

TP: Das ist nur ein Aspekt. Es ist gut, dass die Exzellenzinitiative zusätzliches Geld ins System bringt, wenn auch viel zu wenig. Vor allem wenn man bedenkt, dass diese ca. zwei Milliarden Euro der ersten Runde in den 90er Jahren gestrichen worden waren. Und im internationalen Kontext sind das kleine Summen, wenn man das etwa mit dem Etat der ETH Zürich vergleicht, oder weiß, dass das ungefähr der Jahresetat von Harvard ist.

FG: Die Exzellenzinitiative ist für die Mathematik ein heikles Thema. Sie ist in der Tat für bestimmte Orte sinnvoll, wie zum Beispiel für Berlin, München oder Bonn, wo schon mathematische Zentren einer kritischen Größe liegen. Aber im Grunde passt sie nicht so recht in das deutsche System!

Warum nicht?

FG: Was uns lange Jahre ausgezeichnet hat, ist, dass wir praktisch an jeder Universität eine gute mathematische

Ausbildung garantieren konnten. Und das ist jetzt in Gefahr. Für die Universitätsleitungen hat die Exzellenzinitiative geradezu eine erschreckende Wichtigkeit angenommen. Es ist nicht nur der damit verbundene momentane Geldsegen, sondern vor allem auch die Angst, langfristig auch auf anderen Ebenen zu kurz zu kommen, weil man schlecht gelabelt ist, wenn man da nicht reüssiert hat. Darüber hinaus hat das einen zweiten, langfristig gravierenden negativen Effekt: Unter diesem Erfolgsdruck versuchen viele Forscher, thematisch auf Nummer sicher zu gehen, und unterwerfen sich einem gewissen Mainstream. Dieser Verlust an Risikofreude ist aber in der Wissenschaft fatal, wenn es wirklich gilt, neue Wege zu finden.

Werfen wir bei dieser Gelegenheit doch noch einmal einen Blick auf die Nachwuchsausbildung und die Mathematik im Allgemeinen. Was hat sich aus Ihrer Sicht da in den letzten Jahren verändert?

TP: Wenn ich mit der Zeit vergleiche, in der ich promoviert habe, doch schon eine ganze Menge. Das Umfeld und die Möglichkeiten für einen Doktoranden sind heute unvergleichlich viel besser. Damals war man der Einzelpromovierende, hat im Wesentlichen mit dem Doktorvater kommuniziert und vielleicht noch mit einem Assistenten. Sommerschulen? So etwas gab es gar nicht. Heute wird unheimlich viel für den Nachwuchs gemacht. Manchmal hat man schon den Eindruck, dass es ein bisschen zu viel ist. Ein guter und wichtiger Trend ist, dass mehr junge Leute – etwa in Graduiertenkollegs – nicht nur über Stipendien finanziert werden, sondern sozialversicherungspflichtig angestellt sind, mit einer in der Mathematik üblichen $\frac{3}{4}$ -Stelle. Und ein dritter Punkt: Ich habe Sorge, ob wir nicht zu viele Doktoranden und Post-Docs ausbilden, ohne ihnen im System eine Perspektive bieten zu können. Gerade getrieben durch die vielen Drittmittel und die Exzellenzinitiative. Positiv in unserem Fall ist allerdings, dass Promovierte leicht eine Stelle in der Wirtschaft finden.

FG: Das ist auch noch in einer anderen Hinsicht problematisch: Wie soll ein Doktorvater noch verantwortlich mehr als sechs oder acht Doktoranden betreuen? Wobei das ja durchaus etwas ist, was die Universitäten zu wollen scheinen. Denn sie vergeben Gelder nach Leistungsparametern, und dabei ist die Anzahl an Doktoranden ein wesentlicher Faktor.

TP: Ich glaube, dass das ein absoluter Irrweg ist.

Gleichzeitig gibt es diese Drittmittelfixierung der Universitäten, die Sie ansprechen. Sie hat ihre Ursache ja auch darin, dass die Grundausrüstung zunehmend knapper wird. Wie beurteilen Sie in dieser Hinsicht die Rolle der DFG?

TP: Die DFG steckt da in einer gewissen Zwickmühle. In vielen Bundesländern reicht die Grundfinanzierung durch die Universitäten nicht mehr aus. Gleichzeitig nimmt die Zahl der Studierenden zu, die der Stellen aber, wenn überhaupt, nur in geringem Maße. In Konsequenz steigt die Zahl der gut begründeten Stellen-Anträge bei

der DFG. Sie finanziert Doktoranden und Postdocs mit ganzen Stellen oder einer 3/4-Stelle, aber nur für Forschungszwecke. Insbesondere ist nicht vorgesehen, dass sie regulär in der Lehre eingesetzt werden. Oft aber werden sie auch dafür gebraucht – und das ist eigentlich nicht legal. Möglicherweise verlängert sich dadurch sogar die Promotionszeit. Hierauf müsste die DFG vielleicht mehr achten. Man versteht zwar die Notlage der Universitäten. Aber es ist nicht die Aufgabe der DFG, das zu kompensieren.

Im Jahr 2001 hat die DFG ein neues Programm für Post-Docs aufgelegt, die „Eigene Stelle“ einzuwerben. Wie sind Ihre Erfahrungen damit?

TP: Dieses Programm ist sehr populär. Und es erscheint attraktiv, als Professor seinen jüngeren Mitarbeitern zu sagen: Bewirbt Euch da mal. Denn das entlastet den eigenen Etat. Wir stellen allerdings fest: Viele dieser Anträge kommen zu früh in der Karriere, die Antragsteller haben oft noch nicht die nötige Erfahrung. Wenn man seine eigene Stelle einwirbt, ist man Antragsteller und PI (principal investigator) und muss schon ein eigenes wissenschaftliches Profil haben. Dafür sind zwei bis drei Jahre Post-Doc Zeit und drei, vier weitere wissenschaftliche Publikationen eine gute Grundlage. Das betone ich hier ausdrücklich, um unnötigen Enttäuschungen vorzubeugen.

Gibt es aus Ihrer langjährigen Erfahrung nicht nur in der DFG, sondern auch als Wissenschaftler, sonst noch eine Botschaft an die junge Generation?

TP: Ein Punkt, der mir noch sehr am Herzen liegt und der sich sowohl an die jungen Leute wie auch an die Professoren richtet, ist dieser: Gehen Sie auch mal weg von der eigenen Uni, beziehungsweise schicken Sie Ihre eigenen Leute weg, auch wenn sie gut sind. Vor allem auch ins Ausland. Dafür gibt es Forschungsstipendien, die bei einer Quote von fünfzig Prozent vergleichsweise leichter zu bekommen sind, wenn man ein gutes Projekt hat und einen guten Partner. Und wenn man dann nach ein, zwei Jahren im Ausland nach Deutschland zurückkommt, dann sollte man sich auch hier einen anderen Ort suchen.

Finden Sie, dass das zu wenig gemacht wird?

TP: Es gibt oft Leute, die zum Beispiel sagen: Hier in Berlin habe ich alles, was ich brauche. Aber das ist für die Karriere einfach nicht gut. Wenn man nur an einem Ort ist, auch wenn es ein toller Ort wie Berlin ist, dann wird es bei Berufungsverfahren schon schwierig. Auch die DFG sieht diese Mobilität sehr gerne.

Hat sich da in den letzten zehn, zwanzig Jahren etwas geändert?

TP: Ich glaube schon, dass insgesamt alles internationaler geworden ist. Insbesondere hat auch der Standort Deutschland an Attraktivität gewonnen.

Womit hängt das zusammen?

TP: Zum Beispiel mit solchen Programmen wie SFB und SPP. Und natürlich haben Städte wie Berlin, aber auch München, Heidelberg oder Bonn eine gewisse Ausstrahlung. Dort gibt es auch die kritische Masse, um eine bestimmte Art von sehr attraktiven Projekten zu machen. Und das würde ohne die DFG nicht passieren.

Schauen wir zum Schluss noch ein bisschen in die Zukunft. Wo wir schon bei Empfehlungen waren: Was möchten Sie Ihren Nachfolgern mit auf den Weg geben?

FG: Man sollte sich keinesfalls abschrecken lassen. Wenn man die Aufgabe im Fachkollegium übernimmt, ist man anfangs wahrscheinlich überrascht, wie viele „fachfremde“ Urteile man fällen muss. Aber das ist eine gute Erfahrung, ich kann nur jedem empfehlen, das zu machen. Zusätzliche Arbeit bekommen wir im Fachkollegium durch die Teilnahme an der Begutachtung von Graduiertenkollegs, SFBs, Transregios etc. Hier sind wir aufgefordert, auf die Vergleichbarkeit der Bewertung von Teilprojekten in diesen Initiativen, wo sehr viele Forscherinnen und Forscher mitwirken, mit den hohen wissenschaftlichen Qualitätsmaßstäben, die wir im Normalverfahren anlegen, zu achten.

TP: In der Tat halte auch ich es für das A und O, dass man die wissenschaftlichen Qualitätsmaßstäbe hochhält. Ich hoffe, dass das in der Vergangenheit einigermaßen gelungen ist. Und man sollte immer versuchen, durch faire und transparente Verfahren die vorhandenen Mittel gerecht zu verteilen.

Prof. Dr. Friedrich Götzte, Fakultät für Mathematik, Universität Bielefeld, Postfach 1001 31, 33501 Bielefeld
goetzte@math.uni-bielefeld.de

Prof. Dr. Thomas Peternell, Mathematisches Institut, Universität Bayreuth, 95440 Bayreuth. thomas.peternell@uni-bayreuth.de

Dr. Uta Deffke, Journalistenbüro Schnittstelle, Belziger Straße 25, 10823 Berlin. uta.deffke@gmx.de

Prof. Dr. Michael Joswig, Institut für Mathematik, TU Berlin, Straße des 17. Juni 136, 10623 Berlin. joswig@math.tu-berlin.de

Dr. Uta Deffke ist Wissenschaftsjournalistin und promovierte Physikerin. Sie hat Mathematik und Physik studiert und arbeitet frei im Journalistenbüro *Schnittstelle* sowie in der Presse- und Öffentlichkeitsarbeit für das Forschungszentrum MATHEON und das ECMath an der TU Berlin.

